

Zum zehnten Male: Berlinale

Bericht unseres Filmschriftleiters Hans Scharwächter über die Ereignisse an der Spree

Heißt es Berlinale oder Berlinade?

Diese Frage ist nicht etwa eine Spitzfindigkeit, sondern sie stellte sich allen Ernstes vor kurzem in der Setzerei des Pressehauses, als ein Artikel in die Maschine geliefert wurde, in dem von der soeben ausgebrochenen Berlinade die Rede war. Ein Setzer war mißtrauisch geworden und kam zu mir, um sich zu vergewissern.

„Natürlich heißt es Berlinale — mit ll,“ entschied ich, und der Frager ging mit einem Kopfnicken und dem Ausruf „Dacht' ich's doch!“ zur Setzmaschine zurück.

Tags darauf flog ich nach Berlin, zur Berlinale oder zu den Zehnten Internationalen Filmfestspielen.

Berlin präsentierte sich diesmal mit einem ungewohnt unfreundlichen Wetter, so daß die zierliche Pier Angeli fürchtete, sie werde noch erfrieren. Mir machte das nichts aus, ich stürzte mich ins Gewühl der Filmdarbietungen und kam trotzdem von dem Vorkommnis im Pressehaus von Düsseldorf nicht los: Die Freudsche Fehlleistung eines Kollegen rumorte mir im Gedächtnis! Sollte er in seinem Unterbewußtsein recht behalten?

Eine Limonade ist ein synthetisches Getränk. Meist hat sie einen Beigeschmack von Sacharin, sie gefällt dann den Kindergaumen am besten, so wie ein billiger Bonbon. Es gibt allerdings auch teurere Erfrischungsgetränke aus echtem Fruchtsaft, und die zieht der Kenner vor. In Berlin nun — auf den Filmfestspielen! — erwartete man selbstverständlich Filme von echtem Fruchtsaft. Wozu waren sonst die Abgesandten der Festspielleitung rund um die Erde gefahren, um mit sicherem Auge Filme auszuwählen, die einer Festspielqualität entsprechen!?

Diesmal also hatte man die authentische Auswahl und trotzdem...

Es gibt Filme, bei deren Szenenbildern einem das Herz gleich in die Hosen fällt. Diesmal hatte ich die Hosen voll.

Erfuhr allerdings aus der Schlußrede des Berliner Senators Dr. Tiburtius, daß man sehr bewußt „nicht nur das Beste“ bringe, sondern lieber die Zahl der beteiligten Nationen steigere, also Breitenwirkung statt einer echten Olympiade der Filme, die hier immer wieder

gefordert worden ist. Es versteht sich, daß bei einer „Filmolympiade“, wie bei den sportlichen Spielen, nicht gleich ein Dutzend Städte Film „festivals“ (lo stivale ist der Stiefel) machen dürfte.

Dies gesagt, muß ich gestehen, daß mir die Fehlleistung des Kollegen allmählich zur Offenbarung wurde und ich diesmal das an sich wirklich scheußliche Wort „Berlinade“ akzeptierte. Es kann sich also nur darum handeln, jene wenigen Filmgetränke hervorzuheben, in denen trotz allem ein mehr oder weniger starker Einschluß von „echtem Fruchtsaft“ festzustellen war. Unter diesem Saft verstehe ich den geistigen Gehalt, der einem Film die Würde gibt und die Würdigkeit, auf einem Filmfest präsentiert zu werden.

Zunächst: ein überragender Film? Nein. Keiner der Filme wurde zu einem „Fest“ und was die Jury als höchstes Verdikt zusammengebraut hatte, zerstörte berechtigte Erwartungen am Boden. Sie griff daneben und gab statt der ganz ausgezeichneten Pier Angeli in dem Film „Zorniges Schweigen“ der an sich sehr liebenswerten Juliette Mayniel (sie war der schauspielerische Lichtblick in Staudtes „Kirmes“) einen Silbernen Bären.

Einen Goldenen Bären erhielt der lange Dokumentarfilm „Symphonie der Tropen“ (Holland), der einige Meriten hat, wenn er auch ein sehr melancholischer Hinweis darauf ist, daß der Zauber des Unberührten in der Welt immer mehr dahin geht.

Silberne Bären gab es für einige Kurzfilme, bei denen es wesentlich auf den Einfall ankam. Italien zeigte „Die Alten“, in der monotonen Reihung invalider Gestalten Todessehnsucht weckend. „Zeitung“ betitelt sich die Schilderung des Lebensweges einer Tageszeitung, die frisch nach Schwärze duftend, aus der Rotation kommt und in der Gosse endet. „Der Spielverderber“ kam aus Deutschland.

Silberne Bären empfingen auch Frederik March, Darsteller des amerikanischen Films „Wer den Wind sät“, und Luc Godard für den Film „Außer Atem“. Die anmutig-frechen „Liebespiele“ bekamen einen Sonderpreis.

Den Großen Preis, einen Goldenen Bären, gab man dem spanischen Film „Der Schelm von Salamanca“, in dem wieder einmal ein Knabe für die Rührung des Publikums sorgt, doch was die Jury auch prämierte, sie fand für alle ihre Entscheidungen nur schwächsten Widerhall beim Publikum, das sich endlich zu geradezu demonstrativem Beifall aufraffte, als sich das Katholische Filmbüro in Urteilsgemeinschaft mit der Vereinigung der internationalen Filmkritik für das „Zornige Schweigen“ (England) entschied. Dieser sehr genährte Beifall war ein Protest des zornigen Berliner Publikums gegen zweifelhafte Entscheidungen der internationalen Jury.

Damit wurde allerdings die Bedeutung des Films „Zorniges Schweigen“ übertrieben. Man prämierte die Gesinnung mehr als die filmische Leistung. „Endlich ein konsequenter Film!“ — wirklich? Kommt nicht auch bei ihm zum letzten Schluß der übliche Konformismus zutage? Ein Arbeiter wehrt sich gegen einen unsinnigen wilden Streik und wird dafür seelisch und körperlich vom Gewerkschaftsapparat verhackstückt. Soweit gut, aber dann, wenn der „höhere“ Funktionär der Gewerkschaft anrückt, um den niederen — viel zu spät — zu tadeln! Man denkt an so heuchlerische Happy Ends wie in „Verdammt in alle Ewigkeit“ oder „Die Caine war ihr Schicksal“.

Sinnvoll war der Film „Wilder Strom“ (USA). Er schildert den vergeblichen Kampf einer alten Besitzerin gegen die Überflutung ihrer Insel, als ein Staudamm gebaut werden soll. Was man allerdings als Liebesgeschichte in den sonst recht harten Film hineinpackt, das läßt zuweilen den eigentlichen Sinn vergessen. Elia Kazan ist der Regisseur. Auch er scheint am unbewältigten CinemaScope-Format langsam in den Strom der mehr oder weniger „perfekten“ Regisseure zu geraten. Wer ist nicht schon alles an Technicolor und Breitwand gescheitert!?

„Unter zehn Flaggen“ ist der Titel eines italienischen Films, der die sechshundert Tage der Kreuzfahrt eines deutschen Hilfskreuzers

im zweiten Weltkrieg schildert. Ein Hoheslied auf den deutschen Kommandanten! Zum Schluß heißt es: „Solche Menschen wie Sie braucht man nach dem Kriege!“ (Ein verschleierter Nato-Film?) Natürlich hat man für den Kitzel eine Katze (Mylène Demongeot) eingebaut und für das Gewissen eine schwangere Jüdin. Und Edelmut und einen levantinischen Schurken. Mitten drin schließlich, völlig sinnlos, der falsch eingesetzte große Darsteller Charles Laughton!

Auch Japan und Indien diesmal leider schwach. Doch sind die Filme wohl Erziehungsmittel für Einheimische. Insofern mag man dankbar sein, daß man „Morgenröte“ (Indien) und „Mein zweiter Bruder“ (Japan) kennenlernte. Rußland fehlt: das ist Beweis dafür, daß es sich nicht um eine Olympiade der Welt handelt. Was für ein Paradoxon, wenn die christlichen Filmorganisationen so gern nach Russenfilmen ausschauen, in denen sie mehr Erzieherisches (wenn die politische Tendenz fehlt) finden können als in den Produktionen der westlichen Welt!

*

Eine Hoffnung der allerletzten Minute war der deutsche Käutner-Film „Das Glas Wasser“ nach Scribes Theaterstück, das soeben wieder auf vielen deutschen Bühnen gespielt wird. Das Stück ist ein Vorwand für Theater-spiel. Seine Intrige ist so vollkommen, daß sie ununterbrochen durchschaut wird. Das Unglaubliche wird Ereignis. Käutner wußte das und ging an die Aufpulverung durch eigene Songs, von denen der von der Party gelang. Der Film siedelt sich zwischen Theater und Film an. Er bleibt kühl, und es ist etwas peinlich, wenn die Pulver versucht zu singen (und eine Königin zu spielen), wenn auch die Sinjen zum Sprechgesang ansetzt, oder die Krah (der man einen Chor zur Abstützung mitgibt). Wieso muß eigentlich jeder Schauspieler singen können!? Das geht noch am besten bei Gründgens.

*

Staudtes „Kirmes“ hieß uns hoffen, denn nun hatte er wieder einmal einen polemischen Stoff (anderes liegt ihm ja nicht), doch auch er wußte nichts Neues. Im Grunde ist der Film eine Neuauflage von „Die Mörder sind unter uns“. Zu Anfang und zu Ende zeigt Staudte seine Pranke, so bei der Aufklebung des Schildes „Kirmes“ oder bei der Rückkehr in die Rahmenhandlung am Ende. Er bedient sich wieder der gröblichen Charakterzeichnung, doch

macht er es manchmal zu primitiv. Das Schlimmste: er vernichtet nicht etwa den Ruf des feigen Nazifunktionärs, sondern pulvert ihn durch die intensive Feigheit der anderen geradezu auf. Weshalb baute er nicht eine Gegenstory ein, die das mutige Verbergen eines Juden im Hause (das gab es hundertmal!) zeigt!? So entstand kein ausgewogenes Werk. Ohne echten Widerspruch gibt es nun einmal kein dramatisches Geschehen.

*

Solange sich die wenigen bedeutenden Filme der Welt auf Dutzende von Filmfestivals verteilen, wird auf keinem dieser Wettbewerbe eine reichliche Ernte einzubringen sein. Darüber waren sich auch die internationalen Produzenten auf ihrer Tagung einig. Da aber viel zuviel besondere Interessen auf diesen Festen mit-spielen, haben sie beschlossen, weiterzumachen wie bisher. Und so wird es auf den Filmfest-spielen, im ganzen gesehen, bleiben wie in Schillers „Kabale und Liebe“, wo Ferdinand zu Luise sagt: „Deine Limonade ist matt wie deine Seele.“